

(Nachdruck verboten.)

87)

Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Babel gab eine derbe Antwort und rief von seinem Plage aus mit unterdrückter Wut den Holznechten zu: „Pact Euch!“

Sie erwiderten mit Roheiten, schlimmer als alle vorhergehenden, und Ganusch, bequem an den Zaun gelehnt, die Pfeife zwischen den Zähnen, tat, als ob er den im Gärtlein liegenden Dachstuhl aufmerksam betrachte, und sprach:

„Der is ja fertig, jetzt kannst anfangen, den Stall zu bauen. . . Bau ihn! bau ihn! tummel Dich, die Du einstelln willst, is schon auf'm Weg. . . die aus'm Zuchthaus!“

„Die, ja — die!“ scholl es im Chor, und Ganusch schrie, daß die Adern an seinem Hals schwellen:

„Nehmt ihn, Weiblein! Vor der Schwiegermutter aus'm Zuchthaus braucht Ihr Euch nicht zu fürchten, die kommt in den Stall, die Mutter! . . .“

Die Worte reuten ihn.

Babel hatte sich aufgebäumt, aus seiner Brust drang ein gräßliches Stöhnen, über seine Zähne floß Blut aus seiner zerbissenen Lippe. Einen Augenblick schaute er. . . Da stand die Frau, die er geliebt hatte — da stand das Mädchen, das er liebte, da der ehrliche Bursche, dem er es streitig machen wollte, und dort am Zaun der Schurke, der ihn in ihrer Gegenwart unauslöschlich beschimpft hatte, auf dem Boden aber, zu seinen Füßen, lag sein gutes Zimmermannsbeil. Die Dauer eines Wlizes, und er hatte es ergriffen und geschleudert. — Ganusch freischte und bog aus. Das nach seinem Kopfe gezielte Beil flog haarscharf an der Schläfe vorbei und verletzete das Ohr. Alle schrien. Babel stieß Binska weg, die ihm den Weg vertreten wollte, schwang sich über den Zaun und sprang mitten unter die Holznechte hinein.

So furchtbar war er anzusehen, ein so maßloser Zorn sprühte aus seinen Augen, daß der ganze Trupp vor ihm zurückwich — am weitesten Ganusch, die Hand am Ohr. Aber schon war er ereilt und gestellt von einem, der noch rascher gewesen als Babel. Ramur hatte ein unheilverkündendes Knurren ausgestoßen, sich seinem Herrn vorangeworfen und war Ganusch an die Gurgel gesprungen. Der glitt aus, wankte und stürzte dicht vor Babel nieder, die hervorgequollenen Augen in verzweiflungsvoller Angst auf ihn gerichtet, der schon seinen Fuß erhob, um den Mund zu zermalmen, der ihm solche Schmach angetan. . . Plötzlich jedoch, wie von Abscheu und Entsetzen ergriffen, totenbleich, stampfte er den Boden und rief: „Zurück, Ramur!“

Angern ließ der Hund ab von seiner Beute. Ganusch erhob sich mühsam, seine Genossen machten Miene, alle zusammen auf Babel loszugehen, besannen sich aber anders. Sie parlamentierten noch eine Weile mit Arnost, während Babel, dumpf vor sich hinbrütend, dastand, und zogen endlich, kleinlaut geworden, weiter. Erst in einiger Entfernung vom Grubenhaus saßen sie den Mut, sich zurückzuwenden und Drohungen auszustößen, die gänzlich unbeachtet blieben.

Babel und seine Gäste bildeten eine kleine, stumme Gruppe. Er schien der letzte sein zu wollen, das Schweigen zu brechen, er war an die Tür der Hütte getreten und sah zu seinem Hunde nieder, der seinen Blick ernst und verständnisvoll erwiderte.

Eine Weile verging, bevor sich Slava so weit ermunterte, daß sie Babel an seine vorhin gemachte Einladung erinnern konnte. Halb laut erneuerte er sie und lächelte das Mägdlein, auf dessen Gesicht sich die Spuren des überstandenen Schreckens malten, fremd und traurig an. Man trat ins Haus, in die durch Sabrechts Großmut eingerichtete Stube mit der niedrigen Decke, mit den kleinen Fenstern und dem Fußboden aus gestampftem Lehm. Der Tisch stand in der Mitte der Stube, wie er in der Mitte des Lehrerzimmers gestanden hatte, der alte Lehnstuhl und drei Sessel um ihn herum. In der Ecke, der Herdnische gegenüber, der schmale Schrank, der das Heiligtum des Hauses trug, des Freundes kostbares Ver-

mächtnis, die Bücher, in denen immer zu lesen er Babel empfohlen hatte. Nicht umsonst, man sah es den schlachten Bänden an, daß sie oft, wenn auch in schonender Ehrfurcht, zur Hand genommen wurden.

Binska nahm Platz im Lehnstuhl, Slava auf einem Sessel neben ihr. Die erste Schwieg, die zweite äußerte sich verbindlich über die Reinlichkeit, die im Hause herrschte, brach aber ab, verwirrt durch die strengen Miene der drei anderen.

Arnost war zu Babel getreten und hatte ihm ein paar Worte zugerant, und Babel hatte den Kopf geschüttelt, sich nicht mehr geregt und stand, wie auf dem Fleck angewurzelt, in finsternen Gedanken versunken.

Lange bezwang sich Arnost, zuletzt aber siegte seine Ungeduld, er faßte Babel bei der Schulter und sprach: „Was simulierst? Hör schon auf. . . Was liegt Dir dran, was ein paar Betrunkene reden?“

„Ja,“ fiel die Kleine mit ihrer glöckchenhellen Stimme ein, „was liegt Dir dran? Laß die Leut reden, und sprechen wir lieber von was Lustigem.“

Babel horchte auf — eine so liebe Stimme und konnte doch einen Mißklang erwecken.

„Bon was Lustigem? — gut — ich hab's nicht anders im Sinn.“ Er lachte herb und trocken, kam auf den Tisch zu und wendete sich an die Kleine: „Ich bin ein Freiberber,“ sprach er, „für den da, für den Arnost. Wir haben es schon lang zusammen ausgemacht, daß ich Dich fragen soll, ob Du ihn nimmst?“

„Nach keinen schlechten Spaß,“ fuhr ihn Arnost derb an: „was soll denn das heißen?“ und noch derber gab Babel zurück:

„Willst vielleicht nicht mehr werben? Ist die Dieb schon verraucht? . . .“

„O, was die Dieb betrifft. . .“

Der Ausdruck, mit dem diese Worte gesprochen wurden, erledigte die Frage übergenugend.

Eine Viertelstunde später verließ ein Brautpaar die Hütte Babels. Der Bräutigam glücklich, die Braut still zufrieden. Arnost war ihr lieber als Babel; noch lieber jedoch wäre ihr Arnost mit dem Felde Babels gewesen.

Binska empfahl sich zugleich mit den Verlobten, die sie ins Forsthaus begleiten wollte. Am Ausgang des Gärtchens jedoch hieß sie die jungen Leute vorangehen, blieb stehen und sprach zu Babel: „Was war das jetzt? Es hat geheißt, Du hast die Slava gern?“

„Ich hab sie auch gern,“ rief er, und mit seiner Selbstbeherrschung war es zu Ende; „aber wie soll denn ich heiraten, wie soll denn ich ein Weib nehmen, ich, dems alle Tag geschehen kann, er weiß nicht wie, daß er einen erschlagen muß, weil er sich nicht anders helfen kann? Ich hab Schand fressen sollen, dazu hat die Mutter mich geboren. Jetzt haben sie „was Bessres“ aus mir machen wollen, der Herr Lehrer und meine Schwester Milada, und jetzt schmeckt mir die Schand nicht mehr, und jetzt bring ich sie nicht mehr hinunter, das ist mein Unglück.“

Nach einer Pause, in der Binska die Augen fest auf den Boden gerichtet hielt, sagte sie: „Du bist mitgegangen bei dem Begräbnis von meinem armen Peter. Ich hab Dir noch nicht danken können, weil Du mir immer ausweichst.“

Er zuckte die Achseln und erwiderte: „Ich werd Dir nimmer ausweichen. Leb wohl.“

„Lieber Babel,“ nahm sie nach abermaliger Pause wieder das Wort! „eh ich geh, mußt Du noch was anhören. Ich hab keine Ruh, die Leut lassen mir keine Ruh. Mein armer Peter ist erst drei Monate tot, und schon haben sich zwei Freier bei mir gemeldet.“

„So such Dir einen aus.“

„Ich glaube,“ sagte Binska, nachdem sie eine Weile in den Schnee geblickt hatte, „daß ich eine Witfrau bleiben werde.“

„So bleib eine Witfrau. Leb wohl.“

Schon im Begriffe, zu gehen, wendete sie sich noch einmal zu ihm und begann von neuem mit beklommener Stimme: „Du hast gut sagen: Leb wohl. Wenn man gegen jemanden so schlecht gewesen ist, wie ich gegen Dich, lebt sich nicht woh!“

„Deswegen brauchst Du keine grauen Haare wachsen zu lassen,“ sprach er ruhig; „das hab ich alles vergessen.“

Sie senkte den Kopf auf die Brust, ein Schmerzenszug umspielte ihren Mund: „Und Du,“ fragte sie, „wirst Du wirklich immer ein Junggeselle bleiben?“

„Ja,“ entgegnete er; „ich bleib der einsame Mensch, zu Dem Ihr mich gemacht habt.“

19.

Die Nachricht, die Pabel aus der Stadt erhalten sollte, traf ein und lautete sehr unbefriedigend. Die Frau Baronin ließ sagen, noch könne ihm die Erlaubnis, seine Schwester zu besuchen, nicht erteilt werden; aus welchem Grunde, solle er später erfahren und sich vorläufig in Geduld fassen.

Bald darauf kam ein Brief von Milada, in dem sie Pabel bat, sein Kommen aufzuschieben. Auf das liebevollste dankte sie im voraus für die Erfüllung ihrer Bitte, vertröstete ihn auf das Frühjahr, versicherte, daß es ihr von Tag zu Tag besser gehe, und schloß mit der Kunde, daß ihre Einkleidung, auf die sie sich unaussprechlich freue, im Mai stattfinden werde.

So mußte Pabel sich bescheiden und tat es; doch wurde es ihm nicht leicht. Jede Woche wenigstens einmal ging er ins Schloß und fragte: „Ist die Frau Baronin zurückgekommen?“ und erhielt immer zur Antwort: „Nein.“ — „Hat sie auch nicht geschrieben?“ — „Das wohl — um Anordnungen zu treffen, die auf eine neue Verzögerung ihrer Rückkehr schließen lassen.“

Mit der Verlobung Elavas, die ihr pflichtgemäß angezeigt worden war, hatte sie sich einverstanden erklärt, dem Mädchen die erbetene Entlassung und ein Geschenk gegeben, das nicht nur hinreichte, um die Kosten der Hochzeit zu bestreiten, sondern auch, um ein rundes Sümmchen für die Wirtschaft zu erübrigen. Dies alles, weil Elava, obwohl von früher Jugend an verwaist und auf eigenen Füßen stehend, sich stets brav geführt und nun unbescholten an den Altar treten konnte.

Am dritten Sonnabend nach Ostern fand die Trauung statt. Pabel fungierte als Brautführer. Er hatte sich schwerlich dazu entschlossen, tat es aber dann in guter Haltung und mit Stolz auf seinen über sich selbst errungenen Sieg. Anton der Schmied vertrat die Stelle des Brautvaters, Binska die der Brautmutter. Sie war trotz des großen Wittventuches, daß sie sich über den Kopf gezogen hatte, schöner als die Braut selbst. Der Herr Pfarrer sprach die Traureden mit ganz ungewöhnlicher Wärme, beehrte auch die Neuwermählten mit seiner Gegenwart beim Festessen im Wirtschaftsaal. Der Doktor, der Verwalter, der Förster, der Bürgermeister und einige große Bauern kamen, ihren Glückwunsch zu bringen und den Dank des jungen Paares für die ihm ins Haus geschickten Geschenke zu empfangen. Alles ging ohne unanständigen Lärm, einfach aber — „urnobel“ zu.

(Fortsetzung folgt.)

Letzte fahrt.

Von N. A. Ordemann.

Wer hat nicht schon in seiner Jugend von Island gehört, dem sagenhaften „Eislande“, mit seinen vulkanischen Gebirgen, seinen heißen Springquellen, seinen trotzigen ragenden Basalttuppen, seinen schauerlichen Abalavüsten, der Hochebene, die zu den durch Fjorde zerschnittenen Küsten in sandigen Flußtälern und schneeigen Planen abfällt. Die Besatzung unserer von Nordenham, Geestemünde, Bremerhaven, Cuxhaven und Altona auslaufenden Fischdampfer kennt Island nur vom gigantischen Anblick der ragenden Gletscher, die Hunderte von Kilometer lang, auf eine Strecke, wie die von Düsseldorf nach Frankfurt geradenwegs gemessen, an der Südküste fast unmittelbar aus der See aufsteigen.

Ist das Handwerk auch rauh und gefährvoll, den Isländer Schellfisch, den Kabeljau und den Korbarsch und manch andere nützliche Nahrung in diesem Revier zu fischen, im Sommer ergreift es auch das schlichte Seemannsgemüt wie mit Wundergewalt, wenn es diese herrliche Szenerie erschaut. Aber ein geheimes Grauen faßt es an, sobald die Herbst- und Frühjahrsstürme die schwarze See heulend aufstürmen und das Schiff, wie in rasender Wut, umher-schlagen.

Frühmorgens zwischen der sechsten und siebenten Stunde. Unter Island tobt im schalen Dämmern ein Märzorlan von unerhörter Festigkeit. Der Bremerhavener Fischdampfer „Merkur“ hält sich schon zwei Tage hier auf, tatlos, er kann die Neke nicht auswerfen,

weil ein Fischen in diesem Bettertoben geradezu das Leben aufs Spiel setzen heißt. Das Fangzeug ist fest an Deck gefroren und nur durch stundenlanges Weichen in heißem Wasser kann es wieder gebrauchsfertig werden. So kalt ist's dort im März noch? fragt der erstaunte Leser. In dieser Breite „ja!“ Wir sind nicht weit vom nördlichen Polarkreis und hier stellt sich der Frühling jaghaft zu einem kümmerlichen Gaitspiel ein, wenn bei uns schon längst die Nachtigall aus blütenvollen Büschen gesungen hat.

Der wetterharte Kapitän Arons will den Sturm abwarten und hält in langsamer Fahrt „Kopf auf See“, denn mit der Nähe der Küste wächst in solch höllischem Tanze die Aussicht auf Tod und Verderben.

6 Uhr 50 Minuten. Eben ist der Kapitän von der Brücke in seine Kammer gegangen, um nach dem Barometer zu sehen, als eine furchtbare Sturzsee den Dampfer glatt auf die Seite wirft, und nur langsam läßt sie ihn wieder hochkommen.

Das waren Sekunden — aber was ist alles in ihnen geschehen! Als ob eine Riesenkraft über das Schiff hinweggestreift ist. Die Vorderseite der eisernen Brücke, auf der das Ruderhaus steht, wurde vollständig eingedrückt, das Haus selbst zum großen Teil in Trümmer und in die brüllende See geschlagen. Wie durch ein Wunder ist der Mann am Ruder gerettet, in seiner Angst kletterte er hinter den Schornstein und wartete hier auf sein letztes Stündlein. Das Rettungsboot ist fortgewaschen, auch Kompaß und Seitenlichter, eiserne Stützen sind wie Streichhölzer geknickt, die Wände der Decksaufbauten aus schwerem 10 und 12 Millimeter Eisenblech hat dieser eine, fürchterliche Wasserschlag wie ein Spielzeug verbogen. Doch nicht genug damit! Die unsichtbare Hand des Verderbens hatte auch das Reserveneß entführt und es in die Schraube geraten lassen, daß die Maschine ihren taktmäßigen Gang gegen die höllenteseffelte Gewalt ausgeben mußte. Der wackelhabende Maschinist arbeitet, daß ihm der Schweiß in Strömen von den weit hervorgetretenen Augen tropft. Er muß die starre Eisenmasse da wieder ins Leben bringen, sonst ist's um Menschen getan! Gott sei's gedankt! Ein Pfauchen und Fischen — und langsam stampfen die Kolben. Der Kapitän steht selbst am Ruder und seiner ehernen Ruhe gelangt es, den Dampfer, der quer zur mörderischen See lag, wieder auf sie hinauszubringen.

Nur guten Mutes! Was tut es, wenn der „Merkur“ ausschaut, als ob er aus dem Gefechte kommt. Sein erbarmungswürdiger Anblick gereicht jenen Draven zur Ehre, die ihn aus dem Nachen des Todes gerissen haben.

Nun darf auch an das Frühstück gedacht werden. Koch! halt's über Deck. Und nochmal: Koch! An Lee-seite schlägt die Kombüse-tür bei jeder Wulsee klappernd zurück. Die enge Küche, die quer über Deck liegt, ist leer. Ist der Koch im Logis? Auch nicht —! Bangklopfenden Herzens sucht Mann für Mann — vergebens! Es bleibt nur die Möglichkeit: Ueber Bord! So hatte sie sich doch ihr Opfer geholt, die rasende Flut — —

Als es zwei Stunden später Tag geworden, da findet man den Kameraden unter dem Backbordwant an Deck tot. Nicht in ein feuchtes Grab hatte die See ihn gerissen. Neuchlerisch durchbrach sie die Tür der Kombüse an der Lee-seite und schleuderte den Ärmsten mit furchbarem Anprall gegen die Tür hinaus, daß sie aufsprang und die dämonischen Wassergeister frei dahinstürmen konnten. Schädel und Wirbelsäule waren gebrochen — —

Kurs südwärts! Den Toten zur Heimaterde bringen! Das ist nun der Schiffsleitung heilige Sorge. Daheim sitzt ein blühendes Weib, heiter der Heimkehr des jungvermählten Gatten wartend, und wiegt das Erstgeborene — —

Sie haben dem Kameraden Koch den letzten Liebesdienst getan, ihn gewaschen mit dem Wasser der tückischen See, die ihn getötet hat, dann wurde er in das raue Segeltuch gehüllt und born an Deck unter die Bad gelegt — zur letzten Fahrt.

Der tatkräftigen und umsichtigen Leitung gelang es dann, einen Reservelkompas in Gang zu bringen und nach Beschluß des Schiffsrats wollte man Nordschottland anlaufen. Drei Tage nach dem schrecklichen Morgen wurde Dunnet Head gesichtet und von dort Kurs auf die Weser gesetzt, die man drei Tage später ohne weiteren Unfall glücklich erreichte.

Wie nichts so traurig in der Welt ist, daß nicht auch der Gutmüt mit seinem versöhnlichen und tröstlichen Lächeln hinein-schaut, so hat in dieser Katastrophe der sprichwörtliche Stoizismus unserer „Fahrensleute“ einen heiteren Ton angeschlagen. Bei dem furchtbaren Brecher, der über den „Merkur“ hinwegging, fiel ein Matrose aus seiner Koje und, stäubig geworden durch den ohrenbetäubenden Donner der Wogen und den furchtbaren Anprall, eilte er die Treppe hinauf an Deck. Ein Blick aus der Luke machte es bei ihm gewiß, daß das Schiff in Strandung sei. Bedächtigt staps er wieder ins Logis, sucht das verloren gegangene Briemchen, die „Seemannschokolade“, und legt sich seelenruhig wieder auf die Matraße. Als ihn die Kameraden fragen: „Wat is denn los?“ meint er nur: „De Dampfer strand't, denn will id darbi doch wenigstens in de Koje liegen!“

Nachdem der „Merkur“ ohne jeden Fang, Flagge halbstod, Bremerhaven binnen gelaufen war, fand die Seeamtsverhandlung statt, in der der Tod des Kochs auf höhere Gewalt zurückgeführt wurde. Die Maßnahmen der Schiffs- und Maschinenleitung erkannte der Spruch des Gerichts als tatkräftig und durchaus sachgemäß besonders an. Ein nicht alltägliches Lob von dieser Stelle.

Neue Erzählliteratur.

Wollte man sich der Industriesprache bedienen, müßte man sagen, ein mächtig aufblühender Zweig in der Romanfabrikation ist die Freiluft-Dichtung. Immer bestimmter lassen sich die neuerschienenen Bücher gliedern in Stubenromane und Luftromane. Die einen sind am Schreibtisch entstanden und der Dichter holt seine Begebenheiten von „innen“ heraus, sein Geist geht spazieren in der Welt der Phantasie, derweilen sein Körper festigt, die anderen erwachsen dem Dichter aus den Weiten der Welt, er holt sich seinen Stoff von „draußen“ und er wandert wirklich. Aber er ist kein Wanderer mehr von der altväterischen Sorte, der auf der Landstraße mit dem Sträußchen am Hute, den Stab in der Hand gemächlich dahinschlendert, er ist Weltenbummler geworden. Wie sich äußerlich das Ansehen des Dichtermannes verändert hat — die obligaten Locken sind fast gefallen und er handhabt das Auto so gut wie die Feder — so hat sich auch der sogenannte Reiseroman verändert. Der moderne Reiseroman, der von den Abenteuern, Erlebnissen und Eindrücken solcher Weltreisendichter erzählt, hat nicht nur die Kulturgeschicht, die das „Weltkennnenlernen“ mit sich bringt, er ist über das referierende Tatsachenmaterial hinausgewachsen, es ist Freiluft in ihm, Sonne, Kraft, Leben, gereiftes Gefühl. Ich möchte sagen, der moderne Freiluftroman hat eine Seele bekommen. Da ist vor allem ein Buch, aus dem man den Herzschlag hört, einen doppelten Herzschlag, einmal das Klopfen eines Menschenherzens und dann einen gewaltigeren, stürmischen Herzschlag, den des großen, ewigen Meeres. Es heißt auch schlichtweg nur: Das Meer, erschienen bei S. Fischer-Berlin, und sein Dichter ist Bernhard Kellermann. Der Name hat seit seinem wunderbaren Buch „Ingeborg“ einen guten Klang. Aber diesmal singt er uns nicht die zärtliche Melodie einer Liebe voll Süße und Innigkeit, diesmal ist die Musik der Elemente und ein anderer Rausch, der leidenschaftlich durch das Buch geht. Das Meer, das brausende, das Meer, das verschlingende, das Meer, das schenkende und beglückende! Die Fischerleute auf der kleinen bretonischen Insel leben ein hartes, mühsames Leben, ein steter Kampf mit der salzigen Flut ist dieses Leben. Aber daneben gibt es Gelage und Mädchen, frisch wie Meereshauch, mit glühenden Augen und noch glühenderen Herzen und zwischen Arbeit, Lieben und Trinken, gelegentlich auch einem echten, festen Rauschen gehen die Tage dahin. Der Fremdling, der uns von dieser meerumtosten Insel erzählt, ist Gast und Zuschauer des ewig gleichen Fischerlebens, ein Mitgenießer ihrer Freuden, gelegentlich auch ein Besitzergreifer ihres Guts, ihrer Liebsten. Vor allem eine, die prächtige Rossberrin, der Schatz seines Freundes Yann, tritt in sein Leben mit rassistiger Leidenschaft, und nun lebt dieses Inselkind in Fleisch und Blut vor dem Leser, wie alles Leben bekommt in der frischen Schilderung Kellermanns, daß es ist, als ob man das Salz der Seeluft auf den Lippen schmeckte. In all' die Fischzüge, die Gelage, die Liebchaften hinein aber rauscht das Meer mit seinen tausendfachen Chören und wird recht eigentlich zum Haupthelden des Buches. Wieder geht eine Trunkenheit durch das Buch, die trunke Naturliebe, das heraufsteigende Umfängen all' der Schönheiten des Meeres mit seinen Schreden und seinen Segnungen. Bis dann der Tag kommt, wo der Tafelgast, der auf eine kurze, glückliche Spanne Zeit die Kultur ausgezogen, „ins tochende Zentrum“ springt, wo die Maschinen stampfen und das europäische Gesicht wiedersteht. Was Kellermanns Buch so fesselnd macht, daß wir untertauchen wie in eine wirkliche Welt und das „Papier“ vergessen, ist die Wärme, das Durchgeföhlte seiner Schilderungen, ist vor allem auch sein Stil, der das Tempo hat, jenes lebendig bewegte Tempo, das fortreißt und eine unmittelbare Wirkung hervorbringt.

Ein anderes Buch, in dem die farbig und plastisch hervortretende Umwelt nicht nur den Mantel der Geschehnisse bildet, ist die neue Robinsonade: Van Zantens Insel der Verheißung nach Tagebuchblättern herausgegeben und bearbeitet von Laurids Bruun. (Verlag Fischer, Bibliothek zeitgenössischer Romane.) Zantens, dieser imaginäre, von seinem Dichter geborene oder wirkliche Weltenbummler (was macht es dem Leser schließlich aus, ob er gelebt hat oder nicht?) der nach seinem Südpol-Idyll: van Zantens glückliche Zeit wiederholt auf den Boden der Zivilisation zurückgeführt war, versucht in der „Insel der Verheißung“ mit ironischem Lächeln sich dem Glück und der Unschuld des samoanischen Blumenparadieses zu entziehen. Das gelingt ihm nur halb. Immer wieder greifen die hundert Arme der Insel nach ihm und sein beglücktes Herz läßt sich vom Verstand nur widerwillig maßregeln. Und dann ist alle kluge Ueberlegung weggeblasen und ein tiefer Ernst macht seine Seele traurig und auch wieder froh gegenüber der einsamen Tropenpracht. Nun blühen äppig wie die zauberischen Pflanzen des geliebten Urwaldes die Naturschilderungen auf, die Anbetung dieser unberührten, freien, großen Natur, wo alles in Fülle strömt und der blaue Himmel über wunschlosen Kreaturen brennt, solange der Mensch nicht hinkommt mit seiner Kultur. Daniel der Dichter, Hendrich der Maler, Jakob der Musiker, ein holländisches Bohème-Trio wollten aber in diese friedliche Welt ihre Zivilisation verpflanzen und ihre Sehnsucht nach einer Morgenröte der Menschheit da drüben verwirklichen. Wie alle ideologischen Experimente sozialer Utopisten scheiterte auch ihr Ziel, am klopfenden unverbüllten Mutterherzen der Natur das ursprüngliche paradiesische Leben wiedererstehen zu lassen. Wie sie es auch angingen, es kam doch immer wieder eine Art alter Staat mit seinem Mein und Dein, seinem Gut und Böse, seinem

Soll und Muß heraus. Der Kulturmenschen ist eben trotz allen Willens zur Primitivität für den unschuldigen Urzustand verloren. Und die Kulturmüden vertragen am Ende auch das durchsichtige „Ungeduld der Einsamkeit“ nicht. So verlassen auch sie die „Glückseligkeitsinsel“ wieder, wie auch Kellermanns Inselgast, um auf einem Kultur-dampfer der Zivilisation entgegenzuschwimmen und wieder in der „Gesellschaft“ zu landen. Trotz dieser wehmütigen Resignation und Rückkehr zu Europas überflüchteter Höflichkeit ist auch dieser Roman vollgelogen von Freiluft, voll starken echten Geföhls abseits der „Literatur“ stehend und mit seinem rotwangigen Stil ein gesundes Buch.

Nicht so durchaus gesund, dafür aber von bestechendem Reiz intimer Feinkunst sind die beiden im Verlag A. Langen, München, erschienenen Bücher von Max Dauthendey: „Lingam“, „Asiatische Novellen“ und „Die acht Gesichter am Bivasee“, Japanische Liebesgeschichten. Bei ihm ist das exotische Milieu mehr Dekoration und dennoch unspinnig auch hier den Leser bald diese schillernde bunte Welt, in der das eine, große, unerlöschliche Thema Dauthendeys lebt: die Liebe. Welche Variationen weiß Dauthendey diesem Grundmotiv zu geben. Die einzelnen Novellen klingen zusammen zu einer Sinfonie, bald klagend, bald brausend, bald als ein zartes Adagio. Und betwoben mit dem Kolorit der Landschaft geht ein schwüler Hauch über die Geschichten, die einfach wie ein Märchen und doch innerlich reich an Befeeung sind, und voll diesem Hauch überträgt sich die Atmosphäre jener blühenden Orte voll fremden Duftes, an denen die thematisch verschlungene Liebesinfonie erklingt. So bekommt man wiederum den Geschmack des Echten auf die Zunge, der bei den Erstlingsbüchern Dauthendey's so gänzlich fehlte. Er ist einer von denen, die lange still waren und ausruhten, nun tritt er wieder an die Öffentlichkeit und zeigt seine dichterische Frucht.

Vielleicht wäre es auch für Johannes V. Jensen besser, wenn er etwas weniger produktiv wäre und wie Aderland, wenn es gute Frucht tragen soll, sich ein Ruhejahr gönnte. Freilich kann man es ihm nicht verdenken, wenn er die Konjunktur ausnußt. Der Name J. V. Jensen steht zurzeit, und mit Recht, hoch im Kurs. Dieses letzte Buch indessen: Der Gletscher (Verlag S. Fischer, Berlin) erscheint mir doch mehr (bei vielen Vorzügen) eine Art Mußbuch zu sein. Ein Buch, das wie eine Aufgabe vorgenommen wurde, zu dem es den Verfasser nicht drängte. Obgleich es ganz und gar ein Phantasieprodukt ist, könnte man indessen auch diesen Roman den Freiluftbüchern eingliedern. Der neue Mythos vom ersten Menschen zeigt, wie der Urmench mit Einbruch der Eiszeit nach Norden getrieben stufenweise Mensch wird, wie er als Gletscherbewohner sich im rauchenden Blut der getöteten Tiere wärmt, bis er den ersten Schutz in der Menschen-Geschlecht, den Feuerstein findet und dessen Geheimnis entdeckt. Wie mit dem Feuer das Leben zwischen Eismästen und Klüften wärmer, und auch die Natur nach und nach fruchtbar wird, daß die Drenghöhne sich ihre Weiber vom Urwald herholen können und schließlich die wilden Weiber nicht mehr brauchen, weil sie unter einander bereits ein fremdes Geschlecht geworden sind. Und der starke Hoidbjörn zeugt mit Paar wiederum Kinder, die schon Viehzucht und Ackerbau treiben und auch Schiffe bauen, mit denen sie über das Wasser fahren und sich die Pferde holen, die sie bezwingen und sich untertan machen. So sehen wir in der Jensen'schen Robinsonade die Menschen durch Gefahren, Kampf und Mühsal hindurchstreifen, bis sie das Halbtier in sich überwinden und die starken Urbäter des neuen Geschlechts der Arbeitenden, der Erfindenden, der Liebenden geworden sind. Natürlich ist die Stammwiese dieser Erstlingsmenschen wieder Skandinavien, von dem Jensen mit beredtem Geist alle Entwicklung ausgehen läßt.

Von Klara Wiebig liegen Drei Erzählungen vor, die die Vorbemerkung tragen „für das deutsche Volk und seine höheren Schulen herausgegeben von Paul Beer“ (Verlag Egon Fleischel, Berlin). Daß man die Werke der Wiebig in einer volkstümlichen Ausgabe weiteren Kreisen zugänglich macht, wäre mit Freuden zu begrüßen, indessen diese Auswahl ist doch wohl nur ein Surrogat. Geradezu geschmacklos scheint es, einen Romanauschnitt aus dem bekannten Diensthötenroman „Das tägliche Brot“ unter dem Titel „Ein Weihnachtsabend“ als selbständige Novelle herauszugeben. Sicherlich hat man sich gerade mit diesem Stück, das das eigentliche Wesen der Wiebig eher verschleiert als aufdeckt, die Kunst der Maßgebenden sichern wollen, die darüber zu bestimmen haben, ob das Büchlein als Lesestoff für die Schulen angenommen wird oder nicht. Denn es macht immer einen guten Eindruck, wenn die Güte des Himmels gepriesen und die hilfreiche Menschenfreundlichkeit der Reichen den Armen gegenüber glorifiziert wird, wie in der in gartenlaubenmäßige Sentimentalität übergehenden Schlufgeschichte: Ein Weihnachtsabend. Die Meisternovelle des Bandes dagegen „Das Kind und das Venn“ dürfte, obgleich es von einem Kinde handelt, gerade für Kinder gemüßter so wenig geeignet sein, wie „Ein einsältig Herz“, in dem wiederum lodernde Triebe zum Bösen und verbrecherische Gier vertriebener Menschen mit der Anfschaulichkeit Wiebig'scher Elementartraft im Mittelpunkt stehen. Freilich, jede einzelne der Geschichten zeigt der Verfasserin wichtige, männlich zugreifende Art, ihre Beherrschung des Stoffes, ihr flammendes Aufgehen in der jeweiligen Sphäre der Handlung, mag es nun das Eisland, die Dstmar oder die Großstadt sein. Wo aber das Land, das die Wiebig sozusagen erst für die dichterische Gestaltung entdeckt hat, das Eisland im

Spiele ist, da zeigt sich die Stärke der Dichterin am eindringlichsten. Da wo das Bann, jenes rauhe, unwirtliche Gebirge dräunend lagert, mit seinem sengenden Sommer und eisigen Winter, dort schwingt das Herz der Verfasserin am hörbarsten mit und ihre Erzählungen sind hier erfüllt von Sonne und Sturm, also auch rechte Freilustgeschichten.

Ein wenig an der Viebig abgefärbt ist Richard Gulbschiners Erzählung „Die Nachtmahr“ (Verlag A. Langen, München). Dieser tröler Bauernroman zeigt die Hauptgestalt, gleich der Viebig, in ihren Urinstinkten, mit den fordernden Stimmen, animalisch bis zur Bestialität und doch im Grunde nur sehnüchlich nach Liebe mit gesunden Trieben. Anna Niedermoster ist die unverstandene Frau auf dem Dorfe, das Leben trieb sie aus ihrer Wahn. Als Kulturgeschöpf wäre sie vielleicht eine Hedda Gabler geworden mit egoistischen Zerstörungstrieben, als Bäuerin ging sie dem ersten Besten ins Garn, der ihr für ihren nächstern Mann sexuellen Mauth bot, und wird so in der Verwirrung ihres begehrenden Herzens in Schuld verstrickt. Ohne Halt, ohne Ausweg aus ihrer freudlosen Ehe, endete sie als Mörderin ihres Kindes, das nicht ihres Mannes Kind ist, eine Einsame, von ihrer Natur getriebene und Ueberrumpelte, eine jener unerlösten Frauen, die auf dem Lande und im niederen Stand so gut wie im Salon vom Leben und seiner Grausamkeit auf das tote Geleise geschoben werden.

Als ein Lebensbuch ist Marie-Claire von Marguerite Andouze zu bezeichnen (überfetzt von Olga Wohlbrück, Verlag Deutsches Verlagshaus, Bong u. Comp., Berlin). Der Franzose Mirbeau hat dieser Jugendgeschichte einer armen Näherin eine begeisterte Empfehlung mit auf den Weg gegeben, aber wohl auch ohne diese Lancierung würden die Aufzeichnungen einer Frau, die, um sich vor dem Erblinden durch seine Nadelstichelei zu retten, zur Feder griff, das Interesse auf sich gezogen haben. Es geht zwar durchaus nichts Ungewöhnliches vor: die ihrer Mutter beraubte kleine Proletarierin wird als Dienerin zu den Klosterfrauen geschickt, kommt von da als Schaffhüterin auf das Land, wo ihr Geist romantisch befruchtet wird, und fährt endlich dem Ziel ihrer Phantasie entgegen: dem Moloch Paris, wo die Armut und der bittere Lebenskampf ihrer warten. Aber in der schlichten Weise, wie das alles geschilbert ist, gleichsam eine Mosaik von Eindrücken, filtriert durch das Sieb einer unerbörten Hellsehigkeit, wählte ich nur ein Pendant an freischem Impressionismus. Das sind die Bücher Hermann Bangs, der gleichfalls Eindruck an Eindruck hinsetzt und dabei doch mehr gibt, als viele ausführliche und umständliche Beschreibungsdichter. Marguerite Andouze hat die feine Empfänglichkeit einer Wachsplatte für die geringste Verührung, nichts geht ihrer Empfindung verloren und aus dem anfänglichen Verstaunen des Lebens mit seinen tausendfältigen Geheimnissen und Wunderlichkeiten, reißt ein Erkennen hervor. Daneben steht ein großes Herz, ein großer Sinn, Reinheit und Ernst, so daß wir da in einem Leben lesen, als ob es sich vor uns abspielte und zugleich einem vortrefflichen Menschen nahe kommen und mit ihm die Jahre durchleben, die reich an der Herzensnot, den Prüfungen und Entbehrungen sind, die ein Mensch der Armut in unserer Welt der Gerechtigkeit zu durchleiden hat. Schlichte Einfachheit und natürliches „Schauen“ haben ein warmdurchpulstes Buch geschaffen, das Buch der Verlassenen, der die Arbeit die Augen zwar blind machte, aber das innerliche Auge sehend ließ.

J. V.

Der Schneider von Ulm.

Tuch ein Fliegerjubiläum.

„Oho! werden manche Leute sagen, auch noch ein Schneider, und dazu einer von Ulm, dessen man nach hundert Jahren gedenken soll. Warum denn nicht? erwidere ich. Viel weniger wegen des auch außerhalb Schwabens bekannten Spottverses von dem Schneider von Ulm, der das Fliegen probiert hat und bei dieser Gelegenheit von dem Teufel direkt in die Donau geführt wurde, als vielmehr, weil es sich in dem Zeitalter der Luftfliegerei darum handelt, einem Manne wieder zu Ehren zu helfen, dessen Pläne und Gedanken durchaus nicht so lächerlich und phantastisch waren, wie man gemeinhin anzunehmen pflegt. In dem Jahre 1811, an dessen 30. und 31. Mai Albrecht Ludwig Verblinger, ehrfamer Schneidermeister und daneben Fabrikant künstlicher Glieder, seine unglücklichen Flugversuche unternahm, lag das Problem buchstäblich in der Luft. Nicht nur Goethe und Jean Paul und Kleist beschäftigten sich viel damit, auch aus Wien war die Kunde gekommen, daß der Mechaniker Wegen dort etliche Male schon in die Luft geflogen sei. Was Wunder, daß der Ulmer Schneider, der offenbar wie so manche seiner Zeitgenossen ein Grübler und Spintflicker, daneben freilich auch, wie die böse Welt behauptete, dem Branntwein durchaus nicht abhold war, sich nun in den Kopf setzte, es den Vögeln gleich tun zu wollen.

Obt stand er hoch oben auf dem Kranze des Münsterturmes und starrte hinein in die Weite. Was kimmerien ihn da noch Nadel und Zwirn. Hatte nicht schon ein im April am Himmel stehender Komet Prophezeit, daß dieses Jahr große Ereignisse bringen werde, und stand er nicht selbst in dem glücklichen Saturnalenalter von vierzig Jahren, wo der Mensch erst anfängt, geschick zu werden? Seine Landsleute freilich spotteten seiner als eines Narren und wenn er, in halbblauem Selbstgespräch, mit den langen Armen

suchte, als gälte es, einen unsichtbaren Feind zu packen, durch die Gassen schritt, dann besam er wohl manche unguite und höhnische Rede zu hören. Aber was kümmerte das unseren tapferen Schwaben? In stiller Werkstatt zimmerte und hämmerte er, und eines Tages stand zu lesen, daß es dem Ulmer Einwohner Verblinger nach vielem Aufwand an Zeit und Geld wie nach dem genaueren Studium der Mechanik gelungen sei, eine Flugmaschine herzustellen, die sich des einmütigen Beifalles der Kunstfachverständigen zu erfreuen habe und schon in einigen Tagen dem Publikum werde vorgeführt werden können. Aus diesen einigen Tagen wurden freilich Wochen, und erst als bekannt wurde, daß König Friedrich von Württemberg das eben erst wieder seinem Lande zugefallene Ulm besuchen werde, entschloß sich der Magistrat, dem Schneider die lang erbetene Erlaubnis zu einem Schaufzug zu erteilen.

Freilich, ein Flug vom Münsterturm herab, wie ihn Verblinger tollkühn geplant hatte, wurde wegen Lebensgefahr für ihn und die Zuschauer nicht gestattet. Dagegen sollte der Schaufzug am Abend des 30. Mai von der Akerbastei aus stattfinden. Vierzig Fuß hoch fällt diese in die Donau hinab, und zudem war auf ihr noch ein mehr als 24 Fuß hohes Gerüst erbaut, von dem aus der Schneider über den Fluß hinüber auf bayerisches Gebiet fliegen sollte. Doch zu Hof, begleitet von Trommlern und Paukern, durchzog am Morgen des 30. Mai Verblinger in rotweißem Anzug, wie ein Kunstreiter, die Stadt, und verkündete den Einheimischen und Fremden, daß er seinen Schaufzug am Abend unternehmen und damit der Stadt Ulm vor den Augen des „guten Königs“ reichen Ruhm erwerben werde. Eine dichtgedrängte Menschenmenge hartete denn auch seiner.

Droben auf der Plattform läßt sich Verblinger seine Flügel anschnallen, aber wie es ans Fliegen geht — bekommt er es mit der Angst, oder ist's wahr, was er nun verkündigt, daß an seinem Apparat etwas zerbrochen worden sei — kurz seine Volkshaft, daß er bestimmt am folgenden Tage fliegen werde, wird mit Spott und Schelten aufgenommen, und unser Schneiderlein flüchtet rasch in seine Behausung. Der König reiste folgenden Tages ab, nachdem er Verblinger noch hatte zwanzig Louisdor zukommen lassen, weil er der Meinung war, „daß jede Erfindung zu weiteren Fortschritten aufgemuntert werden müsse, wenn sie auch gleich im Entstehen den Erwartungen nicht entspricht.“ Während er die ganze Sache offenbar mehr von der spaßhaften Seite nahm, und deswegen auch sofort einem Gerücht, als habe er den Schneider zu einem zweiten Flug gezwungen, mit einem energischen Dementi entgegenzutreten ließ, war es Herzog Heinrich, der auf einen zweiten Flug bestand. Wieder durchzog Verblinger am 31. Mai die Straßen, wieder stand er, schon mit seinen Flügeln bewaffnet, aber diesmal zitternd wie ein armer Sünder vor dem Galgen, auf der Plattform des Gerüsts. Höhnische Zurufe klangen zu ihm herauf — er hebt die Schwingen, will vorwärts, schießt die Augen — und hat er von einem „guten Freund“ einen Stoß erhalten, ist er freiwillig gesprungen?

„So rasch gieng in den Fluß hinein,
Als war Herr Verblinger ein Stein“

heißt es in einem der Spottgedichte auf ihn, während eine Chronik aus jener Zeit berichtet: „Das ist die ganze Kunst des Schneiders gewesen. Dann die Schiffmann sind schon mit ihren Schiffen in Paratschaft gestanden, die haben ihn herausgezogen. Die Flugmaschine ist verschwunden.“ Vor der Mut der Menge, die sich und ihre Stadt vor den Augen des Hofes nun doppelt blamiert sah, flüchtete sich Verblinger in eine kleine Seitengasse, und fand es für geraten, mehrere Jahre sich seiner Vaterstadt fernzuhalten. In diese zurückgekehrt starb er in bitterer Armut dort im Jahre 1820.

Und seine Flugmaschine, deren rotweißer Taffestoff später einem findigen Schirmmacher zur Verarbeitung in die Hände fiel? Verblinger hatte seiner Maschine die Prinzipien des Vogelstuges zugrunde gelegt und deshalb den Apparat die Flügelanordnung gegeben. Zwei je sieben Fuß lange Flügel, im Grundriß von gebungener Form und je aus einem durch Eisenstange und Schnüre in schirmförmiger Wölbung gehaltenem Stoff bestehend, stiegen in der Mitte auf vier Fuß Breite zusammen, waren aber nur zur Hälfte dieser Ausdehnung beweglich verbunden. Die vordere Hälfte war freigelassen zum Durchsteden des Kopfes. Diese Flügel mußten an die Arme der Versuchsperson festgeschnallt werden. Dabei waren die Abmessungen so gewählt, daß die Hände genau an die Vereinigungsstellen der Versteifungsstäbe des Flügelstoffes zu liegen kamen und so imstande waren, die Flügel wie einen Schirm zu öffnen und zu schließen. Die Versuchsperson sollte also den Flügelschlag der Vögel durch Auf- und Abwärtsbewegen der Arme nachahmen und beim jedesmaligen Hochheben der Flügel zur Verminderung eines hohen Luftwiderstandes wie einen Schirm schließen. Die heutige Flugtechnik sieht mitteilidig auf die Maschine des Schneiders von Ulm herab. Aber der Spott, der ihm von seinen Zeitgenossen entgegengebracht wurde, erscheint denen, die sein Wollen ernsthaft prüfen, heute unangebracht, und wenn ihn Max Ehrlich in seinem bekannten Roman einen „zweihundert Jahre zu früh Geborenen“ nennt, so gibt auch er einen Fingerzeig für den Wert der Erfindung.